

Ingo Schulze
*33 Augenblicke
des Glücks*



INGO SCHULZE

33 Augenblicke des Glücks

Aus den abenteuerlichen

Aufzeichnungen der Deutschen in Piter



BERLINER TASCHENBUCH VERLAG

FÜR H. P.

ICH WILL es Ihnen erklären: Vor einem Jahr erfüllte ich mir einen langgehegten Wunsch und fuhr mit der Bahn nach Petersburg. Ich teilte das Abteil mit einer frisch frisierten Russin, ihrem Mann und einem Deutschen namens Hofmann. Die Russen sahen in uns ein Paar, und Hofmann, als der Übersetzer ihrer Fragen und meiner Antworten, ließ sie wohl in diesem Glauben. Ich weiß nicht, was er ihnen noch alles erzählt hat. Sie lachten unentwegt, und die Frau tätschelte meine Wange.

Auch in der Nacht blieb es schwül, die Hemden der Schaffner waren fleckig vor Schweiß, die Fenster beschlagen, schmutzig und im Abteil nicht zu öffnen - angeblich gab es eine Klimaanlage -, und wenn es nicht nach Desinfektionsmitteln stank, dann nach Klo und Zigaretten. Stahlbleche, wie Zugbrücken zwischen den Waggons herabgelassen, schlugen tarrara-tarrara-bsching, tarrara-tarrara-bsching aufeinander, wechselten beim Abbremsen zu tarrara-bsching-bschong, tarrara-bsching-bschong, bis die Puffer aufeinander prallten - unberechenbare, unablässige Stöße, so daß ich nicht schlafen konnte und auch am folgenden Tag, als die Hitze nachließ, wach lag. Wenn Hofmann nicht mit den Russen sprach, blickte er, den Kopf ins Kissen gedrückt, zum Fenster hinaus, wo sich zwischen sumpfigem Brachland und wüsten Wäldern hin und wieder Häuschen zeigten, blau und grün und schief in die Erde gedrückt, und aufgestapelte Scheite hell hinter abgebrannten Wiesen und getünchten Zäunen leuchteten. Von den gelben Fähnchen der Schrankenwärter war oft nur der Holzstab zum Salutieren übriggeblieben.

Am zweiten Abend, bereits in Litauen, lud mich Hofmann plötzlich in den Speisewagen ein. Wie er mir gegenüber saß, dunkelblond, fast grauäugig, mit einer Narbe unterm Kinn, wirkte er selbstsicher. Er bestellte

ohne Speisekarte und putzte sein Besteck an den roten Gardinen. Auf die Frage jedoch, wie ein deutscher Geschäftsmann, für den er sich ausgab, dazu komme, mit der Bahn zu reisen, verlor er einen Moment lang alle Leichtigkeit. Er lächelte angestrengt und fixierte mich. Statt zu antworten, begann er weitschweifig von seiner Arbeit für eine Zeitung zu sprechen. Vor allem aber sei er, neben seiner Leidenschaft für den Karaokegesang, ein Literaturliebhaber.

Je weiter wir uns von meiner Frage entfernten, um so unbekümmerter erzählte er, um so phantastischer und unglaubwürdiger erschienen mir seine Geschichten. Er überschüttete mich mit weitausholenden und erläuternden Ratschlägen, was ich unbedingt noch zu lesen hätte, wobei er mich tief seufzend zu meinem Nichtwissen beglückwünschte. »Was du noch alles vor dir hast!« sagte er immer wieder. Wir aßen und tranken viel, es war spottbillig, und alles kam, wie es kommen mußte - tarrara-tarrara-bsching ...

Ich erwachte mit höllischen Kopfschmerzen. Die Sonne schien grell, der Zug stand, eine Station namens Pskow. Hofmanns Bett war abgezogen, die Matratze zusammengerollt. Niemand wollte oder konnte sagen, wo er geblieben war. Wie gewonnen, so zerronnen. Mir war elend. Und so blieb es, selbst als ich diese Mappe, die nun vor Ihnen liegt, hinter meiner Handtasche entdeckte. Ich wußte weder, wie sie dahin gelangt war, noch was ich damit anfangen sollte. Erst wollte ich sie dem Schaffner geben, denn wer weiß, worauf man sich in seiner Unkenntnis einläßt. Dann aber begann ich zu lesen.

Bei allem, was wir einander erzählten, sprach Hofmann auch von täglichen Aufzeichnungen, die er von Petersburg nach Deutschland geschickt habe. Beim Schreiben - er sagte nicht, an wen - habe er sich mehr und mehr der Neigung hingegeben, die Erfindung anstelle der Recherche

zu setzen. Denn für ihn, so Hofmann, sei etwas Ausgedachtes nicht weniger wirklich als ein Unfall auf der Straße. Ebenso muß er Geschäftsfreunde und Bekannte ermuntert haben, ihm Episoden zu schildern, was dem Westler in Rußland keine Schwierigkeiten bereitet.

Vielleicht erlag Hofmann auch mir gegenüber seiner Schwäche und fabulierte lieber, statt der Wahrheit die Ehre zu geben. Ich weiß es nicht und kann Ihnen kaum mehr sagen, als daß ich seit einem Jahr vergeblich versuche, ihn zu vergessen. »Und?« werden Sie fragen. »Was geht mich das an?« Als Sie so offenherzig über Ihre Pläne sprachen, kam mir der Gedanke, daß jemand wie Sie dafür sorgen sollte, die Mappe zu publizieren. Überarbeitet ergibt sie bestimmt eine recht kurzweilige Unterhaltung. Und wenn Hofmann noch lebt, wird er sich melden. Eine andere Möglichkeit, ihn wiederzufinden, sehe ich für mich nicht.

Ich bitte Sie herzlich! Leihen Sie diesen Phantasien Ihren Namen! Denn kein Verlag nimmt ein Buch ohne Autor. Die Leute brauchen Fotos, Interviews, sie sind hungrig nach Gesichtern und wirklichen Geschichten. Was bei Ihnen ein erwünschter Effekt sein könnte, wäre mir lästig. Zum einen fühle ich mich der Sache nicht gewachsen, zum anderen gefährde ich ungern meine berufliche Stellung. Sie dagegen haben literarischen Ehrgeiz, sind befähigt zum Umgang mit Texten und verfügen über Freunde, die Ihnen hilfreich zur Seite stehen werden. Vielleicht verdienen Sie auch etwas Geld dabei.

Freiburg i. Br., am 25.6.94

Ich habe diesen Brief, leicht gekürzt, vorangestellt, weil er mich aller Erklärungen enthebt. Trotzdem möchte ich anmerken, daß materielle Erwägungen bei der Übernahme der Herausgeberschaft im Hintergrund standen. Wäre ich nicht zu der Überzeugung gelangt, daß die hier versammelten Aufzeichnungen über einen bloßen

Unterhaltungswert hinausgingen und die Möglichkeit in sich trügen, die anhaltende Diskussion um den Stellenwert des Glücks zu beleben, hätte ich von dieser Aufgabe Abstand genommen.

I. S.

Berlin, am 10. 6. 95

FRAUEN WIE MARIA begegnet man nur in Illustrierten und Werbespots. Abends wechselte sie im Foyer des Hotels Sankt Petersburg, in dem ich anfangs wohnte, von einer weißen Sesselgruppe zur anderen, als bewegte sie sich in einem Möbelgeschäft. Manchmal verschwand sie für fünf Minuten, aber jedesmal kam sie wieder, und jedesmal war sie allein.

Auf dem Weg in die Hotelbar sprach ich sie an, und so traten wir schon als Paar ein. Maria wurde fröhlich und noch schöner. Sie hatte tatsächlich auf mich gewartet. Der Barkeeper zog mich den anderen Gästen vor, und ich kehrte in Marias Blickbahn voller Erfolg an unseren Tisch zurück, ohne einen Schwapp aus den Gläsern verloren zu haben. Selbstvergessen verfangen sich ihre Finger in der Silberkette über dem Dekolleté, und ihre langen Nägel zogen Striemen auf dieser unglaublichen Haut, die über den Knien genauso rein aus ihrem roten Kleid wieder auftauchte. Ich bediente sie mit ihrem Feuerzeug, damit sie nicht abgelenkt wurde im Erzählen über Margarita und Lolita, über den Vergleich von Soschtschenkos Sprache mit der Platonows, und meine Hände lagen flach auf dem Tisch, während sie Puschkin und Brodsky rezitierte, als stellte sie ein Menü nach dem Alter der Weine zusammen. Sie hatte Zeit für mich, als warte kein Fußballstar oder Sänger, kein Abgeordneter oder Kapitän auf sie, und ich wußte: Petersburg, das sind ihre dunklen Augen. Wie Sterne sollten sie mir über der Stadt stehen, egal, was mich noch erwartete.

»Erzähl von dir«, sagte Maria, drückte ihre Hand auf meinen Arm und küßte mir behutsam die Finger. Ich war erschienen, um Maria zu retten. Sie wußte nicht, wer ihr Vater war. »Vielleicht ein Italiener«, sagte sie und hob mir ihr schwarzes Haar mit dem Handrücken entgegen.

Maria würde eine Wohnung für uns suchen, wir könnten zusammenleben und morgens umschlungen aufwachen. Ich würde ihren größten Wunsch erfüllen und ihr ein Auto kaufen. Zusammen würden wir durch die Stadt und ans Meer fahren, tanzen gehen, Schuhe kaufen, ihre Mutter besuchen und reisen, zuerst nach Amsterdam, und mit ihrer Freundin die Hochzeit feiern, und dann nach Italien.

Zwei Stunden saßen wir zusammen, der Barkeeper gab uns seinen Segen, und ich hätte ihn gern um zwei seiner goldenen Ringe gebeten. Wieso hatte Maria gerade mich erwählt? Sie ließ ihre Hand auf meinem Knie ruhen, nahm dann meinen Zeigefinger, der ihr Schlüsselbein auf und ab fahren sollte, und ich küßte die kleinen Mulden neben ihrem Hals, so daß sie die Schultern hochzog und die Augen schloß.

Mir war es peinlich, ihr Geld anzubieten, und sie nickte nur, wie man eben so nickt.

Nach fünf Minuten folgte mir Maria aufs Zimmer, nach zwanzig Minuten war sie wieder aus dem Bett.

»Milizija«, erklärte sie niedergeschlagen. Sie war schön bis in die Kniekehlen und bewegte sich auf der Suche nach ihrem Kleid so unbekümmert durch den Raum, als hingen ihre Sachen hier im Schrank.

Während ich an den Wasserhähnen drehte, setzte sich Maria auf die Toilette und versprach, für morgen früh ein Taxi zu besorgen. Wir würden uns wiedersehen und nach Pawlowsk fahren.

Kaum hatte sie mich verlassen, als jemand gegen meine Zimmertür schlug. Die Etagedame hielt Maria am Handgelenk fest. Ich erklärte, alles sei in Ordnung, es fehle nichts. Dann knallte die Tür wieder zu.

Zwei Wochen lang wartete ich morgens und abends in den weißen Sesseln auf Maria. Aber sie kam nicht. Ich fragte den Barkeeper nach ihr, den Taxifahrer, der mit ihr getuschelt hatte, die Etagedame. Vielleicht hatte man sie

verschleppt, vielleicht war sie gar nicht mehr am Leben, oder ein alter Liebhaber war aus Sibirien zurückgekehrt. Noch lange fuhr ich abends von meiner Wohnung ins Hotel. Keine der anderen Frauen und Mädchen konnte sich mit Maria messen. Keine wußte etwas von ihr.

Nach einem dreiviertel Jahr sahen wir uns am Eingang des Europa-Hotels wieder. Maria hatte zwei Sterne zugelegt und Hunger. Wir setzten uns in den Innenhof, tranken Kaffee und aßen Bockwurst. Nach einer Stunde gab es kaum noch freie Plätze. Wir bezahlten wie Studenten, jeder für sich, küßten uns zum Abschied dreimal wie die Russen, und Maria begann ihre Arbeit wie eine Verliebte.

»SERJOSCHA, komm heim! Serjoscha, hörst du, komm heim!« Valentina Sergejewna kniff die Augen zusammen. Noch eine Stunde, und sie sähe nicht einmal mehr die Hand vor der Nase. »Serjoscha!« Valentina klatschte in die Hände. Zwei Hennen äugten im Profil zu ihr herüber und pickten dann wieder.

»So geht das nicht weiter!« platzte Valentina heraus und setzte sich an den Küchentisch. »Seit Wochen höre ich kein Wort von ihm, kein Guten Morgen, kein Gute Nacht, er sieht mich nicht an, trinkt nur die Wasserleitung leer und legt sich schlafen, fällt völlig vom Fleisch, der Junge!«

»Besser, als wenn er nachts den Keller leer frißt«, erwiderte Pawel, strich dick Butter aufs Brot und schob es mit dem Daumen an ihren Teller.

»Los!«

Valentina griff nach der Teekanne und füllte beide Tassen. Das krause Haar ihrer Achselhöhlen drängte unter den kurzen Ärmeln der Schürze hervor.

»Wäre er dein Enkel, würdest du was tun!« sagte Valentina. Sie begannen zu essen.

»Ach was, jeder Fresser ist zu viel!«

»Faschist«, flüsterte Valentina.

Pawel schlug mit der Hand aus und traf sie am Kinn. Ein Gurkenstück flog auf Valentinas Schoß. Noch bevor sie zu weinen begann, war Pawel aufgestanden, drückte ihr die flache Hand gegen die Stirn und spuckte auf ihren halboffenen Mund. Er zögerte noch einen Moment. Valentinas Gesicht zog sich zusammen ... An ihrer Oberlippe klebte Butter. Dann ging er hinaus.

Lange saß Pawel auf dem Holzklotz neben dem Schuppen. Die Zigaretten lagen in der Küche, seine Latschen noch unterm Tisch. Vor der Abendsonne färbten sich die Wolken blau. Pawel mußte nachdenken.

»In einer Stunde ist es finster wie im Arsch von Lenin«, sagte er zu seinen Fußspitzen.

Der entfernte Lärm von der Chaussee Petersburg-Nowgorod gehörte schon zur Stille. Nur wenn es hupte, war die Straße wieder da. Ohne vom Holzklotz zu rutschen, klaubte Pawel kleine Steine in die linke Hand und richtete sich wieder auf. Zwei Hennen pickten zwischen den Zaunlatten und reckten ihren Steiß empor.

»Feuer!« rief Pawel und schoß das erste Steinchen.

»Wuih!« Es knallte gegen den hellblauen Zaun, dessen Spitzen er weiß gepinselt hatte.

»Zwei Strich tiefer, drei rechts, Feuer!« Das Steinchen piff durch die Latten und verschwand lautlos im Feld dahinter.

»Feuer!« befahl Pawel.

»Zu tief, Feuer! Dauerfeuer!« Er zielte nicht mehr.

»Wuih, wuih, wuih, wuih, ureeeeeeh.« Die Hennen rannten, gackerten, flatterten den Zaun entlang, fanden aber keine Lücke, plusterten sich auf wie bei Unwetter - und wurden im nächsten Moment wieder klein und schmal, machten in der Ecke kehrt und wackelten zurück.

»Halt's Maul!« Noch zwei Schuß, und Pawels linke Hand gab nichts mehr her. Die Hennen stoben auseinander.

»Mistviecher! Gegner vernichtet!«

Pawel hatte Hunger und Lust, irgend etwas zu töten. Aber selbst fünf Hennen legten nicht genug, und bald war Winter. Im Gemüsegarten von Valentina Sergejewna riß er einen Kohlrabi aus, brach die Blätter ab, wusch den Rest in der Regentonne und hieb ihn mit dem Spaten entzwei. Abwechselnd nagte er an den Hälften.

»Pfuuh!« Pawel spuckte aus und setzte sich wieder auf den Klotz. Hatte er etwas abgebissen, kaute er darauf herum, bis der Saft heraus war, streckte die Zunge mit dem holzigen Rest vor und wischte mit dem Handrücken über seine Lippen.

»Ein fetter Arsch, ein saftiger Arsch, ein weißer Arsch«, ermunterte er sich und preßte die Schenkel zusammen. Ohne Eile hob er den rechten Unterarm quer über den linken und zerdrückte eine Mücke. »Was turnst du da auch herum«, rügte Pawel. Langsam wurde ihm besser. Er rieb sich zwischen den Beinen. Der Kohlrabi klebte. Mit den Handrücken drückte er gegen seine Leisten und grätschte die Beine.

»Kommando zurück!« Wieder rieb er, wartete und schob mit den Händen seine Knie auseinander – sein Glied stieß gegen den gespannten Stoff der Hose. Pawel war mit sich zufrieden. Er stellte die Beine wieder nebeneinander, warf den Kohlrabirest gegen den Zaun, traf sogar den alten Hühnertopf und legte beide Hände an seinen Steifen. Pawel grunzte wie beim Einschlafen. Über dem Wald zog sich noch ein heller Streifen durch die Wolken. Im Grau des Himmels kreiste ein Bussard. »Beng, beng, beng, beng!« Pawel zielte und hielt seinen Lauf umschlossen. Bei jedem »beng« zuckten die Hüften. »Nicht entschärfen, Pascha, nicht entschärfen. Halt dich trocken, Pascha, beng, beng, beng, beng!«

Pawel staunte, daß er neben dem Holzklotz stand. Nun setzte er sich wieder, ohne loszulassen. »Bebebebebebebem.«

Vom Wald kam Serjoscha. Er rannte. Pawel sah die spitzen Knie wie einen Heuwender über dem hohen Gras auf- und abtauchen. Serjoscha war tatsächlich in den sechs Wochen seit seiner Ankunft abgemagert. Das Hemd hatte er ausgezogen und hielt es wie einen Sack in der Hand. Schon von weitem sah Pawel die Rippen des Jungen. Nur Serjoschas Kopf war gewachsen.

»Laufende Scheibe«, murmelte Pawel, kniff ein Auge zu und schlug sein rechtes über sein linkes Bein. So spürte er sich selbst warm und fest an den Schenkeln.

»Onkel Pascha!« krächte Serjoscha, winkte ihm zu mit dem freien Ärmchen und strich sich die Haare aus der Stirn. Im Lauf stieß er die Lattentür zum Hühnerhof auf.

»Onkel Pascha!« Serjoscha keuchte und rannte auf den Mann zu, der seit zwei Jahren bei seiner Großmutter untergekommen war. Pawel stand auf, den Oberkörper nach vorn gebeugt, und schob Serjoscha wieder von sich. Sie hatten sich noch nie umarmt.

»Onkel Pascha, ich hab's, schau mal!«

Direkt vor Pawels knochigen Zehen breitete Serjoscha sein Hemd aus, in dem eine Handvoll groben Pulvers lag, dunkel, dazwischen Klümpchen. Serjoscha hustete.

»Ich werd dir alles erklären, Onkel Pascha, alles, die ganze Wahrheit!« sprudelte Serjoscha hervor, ohne den Blick von seinem Schatz zu wenden.

Pawel sah hinab auf den Haarwirbel des Jungen, auf seinen dünnen Hals, die Schultern, den verschwitzten Rücken und das Stück Poritze über dem Gürtel.

»Onkel Pascha, setz dich doch, bitte setz dich, ich erkläre dir alles, die ganze Wahrheit, zehn Minuten, Onkel Pascha, fünf, bitte!«

Pawel nickte, blinzelte wie immer, wenn er etwas nicht verstand und setzte sich wieder.

»Probier mal, Onkel Pascha, es schmeckt, es schmeckt wundervoll!« Serjoscha hielt ihm ein kleines Krümelchen direkt vor die Lippen. Pawel nahm es zwischen die Finger, schob es in den Mund und kaute.

»Knusprig«, sagte er.

»Nicht wahr!« Serjoscha sah glücklich auf, »und süß, süß wie Zucker.«

Pawel kaute lange und schluckte mühsam.

»Ich erzähl's dir, die ganze Wahrheit, Onkel Pascha, dir zuerst. Alles.« Serjoscha setzte sich vor das Hemd. Auf seinem Bauch erschienen zwei winzige Fältchen.

»Nimm dir, Onkel Pascha, bitte, bedien dich!«

Pawel klaubte sich zwei Bröckchen heraus und futterte sie aus der linken Hand.

»Wie Sonnenblumenkerne«, murmelte er und wischte sich über die feuchten Lippen.

»Bei euch ist es schön, Onkel Pascha, aber wenn ich an meine Abfahrt, wenn ich an Petersburg denke, muß ich gleich aufs Klo. Das macht mich fertig, Onkel Pascha, kennst du das?«

Pawel starrte auf die Krümel zwischen ihnen. Heute früh hatte ihm Valentina, ans Waschbecken geklammert, ihren Hintern entgegengestreckt. Fast hätte sie den Bus nach Nowgorod verpaßt.

»Vor Kummer und Angst kann ich mich nicht rühren«, fuhr Serjoscha fort, »und dann wird die Kacke hart, und nach einiger Zeit ist sie kalt und wie ein Körper, der nicht zu mir gehört, aber mich berührt, Onkel Pascha, schrecklich ist das!« Serjoscha forschte in Pawels Gesicht. »Das wollte ich nicht mehr, Onkel Pascha«, begann Serjoscha wieder, »ich wollte nicht mehr kacken müssen! Dieses Gefühl kennt jeder, nicht wahr, jeder, aber niemand spricht darüber, keiner will es sagen, weil es so schrecklich ist, stimmt's? Aber warum nur, fragte ich mich, habe ich, haben alle solche Angst davor? Es kommt doch von einem selbst, ist ein Stück von mir, also kann es doch nicht schlechter sein, als ich es bin!«

Pawel nickte.

»Das wußte ich schon lange«, strahlte Serjoscha, »aber heute habe ich von einem alten Haufen gekostet, er war von mir, und es schmeckt, Onkel Pascha, nicht wahr? Es schmeckt süß! Weißt du, was das bedeutet, daß es süß schmeckt? Ich muß keine Angst mehr haben, niemand muß mehr Angst haben, ist das nicht herrlich, Onkel Pascha?«

»Ich kenne das«, sagte Pawel und stand auf. »Komm!« Er wusch seine Hände in der Regentonne und rieb sie am

Hosenboden trocken.

Serjoscha packte sorgsam sein Hemd zusammen. Noch einmal versuchte er, Pawel zu umarmen. Dann gingen sie ins Haus.

Valentina Sergejewna war schon im Bett. Pawel blieb an der Zimmertür stehen, um seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen.

»Is was?« fragte Valentina Sergejewna.

»Ich hab mit dem Jungen gesprochen, der ist in Ordnung.« Pawel löste den Gürtel und ließ die Hose an sich herabfallen.

»Morgen frühstücken wir zusammen.« Er stieg aus der Unterhose und trat ans Bett. Mit einem Ruck riß er die Decke weg. Valentina Sergejewna hockte auf dem Laken und streckte ihren weißen Hintern in die Luft.

»Komm, mein Hitler, komm«, flüsterte sie und vergrub ihr Gesicht im Kopfkissen.

WIE OFT hatten wir zu den Rundbogenfenstern aufgeschaut, deren samtene rote Vorhänge die Zimmer verhüllten wie ein kostbares Geschenk. Wie oft hatten wir versucht, uns den triumphalen Blick vom Balkon der zweiten Etage auf die Anitschkow-Brücke vorzustellen, oder, je nach Kopfwendung, den Newski hinab oder hinauf oder auf die Anlegestelle vor uns unter den Pappeln. Den flachen Schiffen wären unsere Augen bis zum Scheremetjew-Palais gefolgt oder, in entgegengesetzter Richtung, bis zur Fontanka-Biegung. Aus diesen Räumen an die schmiedeeiserne Balkonbrüstung zu treten, kam der Abnahme einer Parade gleich und würde unweigerlich die Huldigung der Menge hervorrufen, die hier, von Ampeln gestoppt, zu unseren Füßen verweilte. Es war nicht zu bestreiten: Wer an dieser Stelle der Stadt über den Köpfen der Menschen erschien, besäße ein Charisma, wie es sonst nur die Geburt verleiht. Und von hier sollte die Tafel mit dem Schriftzug unserer Zeitung leuchten.

Die Besitzer der Wohnung hatten sich hinhalten lassen, sie hatten sich in unglaublicher Weise ein halbes Jahr hinhalten lassen, und es schien sich zu bewahrheiten, was ich immer geahnt hatte: Solche Gemächer betritt unsereiner nur im Traum oder als Gast. Dann aber waren die vierzigtausend Dollar gekommen, und Ende April zogen wir die Vorhänge von den Fenstern zurück.

Ich sah alles schon vor mir. Das mittlere, zum Newski gelegene Zimmer plante ich als Empfangsraum für Inserenten, Autoren und Leser. Für das Eckzimmer, wo mein Tisch neben der Balkontür Platz finden sollte, hatte ich das Layout vorgesehen. Mit dem kleinsten Raum mußten die Journalisten vorliebnehmen. Bad und Klo waren eng. Dafür bot die Küche genügend Platz für gemeinsame Besprechungen.

Was ich nicht erwartet hatte aber war, daß der Gestank des Treppenhauses an der Wohnungstür endete, als entströme unserer neuen Bleibe ein unaufdringlicher, frischer Duft nach Licht, nach Wärme, nach Meer und einem schwer zu bestimmenden, blumigen Extrakt, der sich entweder über viele Jahrzehnte in diesen Wänden gehalten hatte, also vom Aroma junger adliger Fräuleins zeugte, oder unserer Verzauberung durch diese Wohnung entsprang. Vielleicht wehte der Duft aber auch durch die Fenster herein, vor denen sich das Gurren der Tauben mit dem ersten Rauschen des Laubs und dem Klatschen der Wellen an der Anlegestelle mischte.

So gab es beste Voraussetzungen, das zu schaffen, was sich jeder Unternehmer wünscht, wenn er kein Halunke und Beutelschneider ist, nämlich daß seine Belegschaft die Firma als ihr zweites Zuhause betrachtet. Entgegen meinem Wunsch, einen Malerbetrieb zu beauftragen, sprachen sich alle anderen dafür aus, die Renovierung selbst zu übernehmen, natürlich am Wochenende oder an freien Tagen. Ich biß mir auf die Zunge, denn eine Initiative von unten abzuwürgen, wäre im Verständnis modernen Managements eine unverzeihliche Torheit gewesen, zumal wir dabei noch Geld sparten.

Trotz unserer üblichen Nachtschicht am Donnerstag versammelten wir uns freitags um fünfzehn Uhr. Sogar die Redakteure waren gekommen. Das war um so verwunderlicher, als es sich mit der Zeit durchgesetzt hatte, daß sie nur noch telefonisch die Artikel ihrer Ressorts ankündigten, sich flüchtig absprachen und immer weniger bereit waren, ihre Texte selbst in die Computer einzugeben. Sie beriefen sich auf meine Devise, nach der Artikel allein dazu bestimmt seien, den Platz zwischen den Anzeigen zu füllen. Deshalb wüßten sie nie, ob ihre Beiträge auch wirklich erscheinen würden. Ab Juni, spätestens ab Juli, sollten sie Honorarverträge erhalten.

Dafür würde ich eine zusätzliche Sekretärin einstellen. Bei den Angestellten ließ man mir freie Hand, da es auf fünfzig Dollar monatlich mehr oder weniger nicht ankam.

Wir waren so viele, daß die wenigen Abwaschbürsten, Eimer, Spachtel und Pinsel nicht reichten. Erst am Sonnabend konnte in jedem Raum gearbeitet werden. Schon am folgenden Freitag bezogen wir die Küche. Ich gab Tanja und Ljudmila Geld, um Geschirr, Besteck, Gläser und eine Kaffeemaschine zu kaufen, eine Investition, die sich auszahlen würde, wie ich glaubte. Kaum waren sie wieder zurück, packte jeder, wie auf Verabredung, etwas zu Essen aus - im Nu war der Tisch gefüllt, und wir tranken und erzählten bis in die Nacht.

Ich versuchte, in all dem Trubel klaren Kopf zu bewahren, und war bestrebt, diese Stimmung möglichst lange zu halten. Nie zuvor hatte es so viele Vorschläge zur Optimierung des Arbeitsablaufes und zur Verbesserung der Zeitung gegeben. Wir setzten unseren Ehrgeiz daran, schon die nächste Ausgabe in diesen Räumen herzustellen, und nutzten den Mittwoch, der ein wichtiger Produktionstag war, zum Einräumen und Fensterputzen. Niemand staunte, daß wir, trotz eines ungewöhnlich hohen Werbeaufkommens und eines fehlenden Tages, früher fertig waren als sonst. Ja, wir hätten am Donnerstag schon vor Mitternacht nach Hause gehen können, wären nicht die Probleme mit dem Drucker gewesen.

Endlich hatte es gezündet! Nun sollte ein neues Leben beginnen. Kam ich gegen zehn zur Arbeit, traf ich nicht wie früher nur Tanja, unsere Sekretärin, an - sie war gerade erst siebzehn geworden -, sondern fand bereits die drei Plätze am Computer besetzt. Hatte sich zuvor niemand für das Telefon verantwortlich gefühlt, wenn Tanja einmal nicht im Zimmer war, so geschah es jetzt häufiger als mir lieb war, daß die Journalisten oder die Mädchen vom Layout, Ljudmila und Irina, den Hörer abnahmen. Die Freude und

das Engagement jedes einzelnen Mitarbeiters waren sogar noch am anderen Ende der Leitung spürbar. Tanja hingegen durchstreifte jetzt halbe Tage lang die Läden und Märkte, um preiswert Fleisch, Gemüse, Honig, Käse, Eier, Butter und Zutaten für Borschtsch, Soljanka, Pelmeni, Pizza, Rouladen und Pasteten zu kaufen. Als Sekretärin war sie faktisch überflüssig geworden.

Ich unternahm nichts dagegen, denn unsere Mittagessen waren der unbestrittene Höhepunkt eines jeden Tages. Es schmeckte nicht nur phantastisch, es war auch billiger, und die regelmäßige Ernährung tat allen gut. Blieb etwas übrig, gaben sie es mir mit, und ich kam auf diese Art zu einer weiteren warmen Mahlzeit. Last but not least, oder, w konze konzow, wie die Russen sagen: das Kollektiv, das Team, wurde durch die gemeinsamen Essen zusammengeschmiedet. Obwohl wir weiß Gott nicht nur über die Arbeit sprachen, erledigten sich die Redaktionssitzungen auf diese Art von selbst, die Abstimmung zwischen Außendienst und Anzeigensatz klappte hervorragend, und jede Anregung, egal, ob sie aus dem Vertrieb kam, von Lesern, Autoren oder Kunden - jede Anregung wurde aufgegriffen, weiterentwickelt und schien sich von selbst umzusetzen. Sogar unsere Honorarautoren hatten das veränderte Klima schnell erfaßt und stellten sich nun besonders gern zwischen drei und vier Uhr nachmittags ein. Anständigerweise waren die meisten von ihnen dazu übergegangen, sich durch wertvolle Naturalien, die entweder durch langes Anstehen oder nur zu Wucherpreisen erhältlich waren, an unseren Essen zu beteiligen. Deshalb wurden sie nicht nur geduldet, sondern regelrecht erwartet, weil sie einmal Auberginen, ein anderes Mal Fleisch oder Fisch, ein drittes Mal Pelmeni mitbrachten. Selbst zwischen Nichtrauchern und Rauchern herrschte ein Abkommen, das konsequent eingehalten wurde und weder die Arbeit noch die Gemütlichkeit oder,

sagen wir besser, die Häuslichkeit störte. Das eine ruhte im anderen, und je nach Tageszeit verschob sich nur der Akzent. Unser Umsatz stieg spürbar. Die Firmenleitung in Deutschland beglückwünschte uns zu dem Ruck, der durch die Mannschaft gegangen sei, sprach von dem erwarteten Aufschwung und gewährte mir freie Hand bei der Prämienvergabe - natürlich in angemessenem Rahmen. Selten zuvor hatte mich eine Arbeit so befriedigt. Abends, wenn die Sonne wie ein Emblem über unserem Haus stand und das Bjelosselski-Bjeloserski-Palais gegenüber rot erglühte, rauchte ich auf dem Balkon eine Zigarette und blickte stolz auf den Newski zu meinen Füßen.

Dieses goldene Zeitalter währte knapp drei Monate. Anfang August bemächtigte sich meiner eine Unruhe, die ich mir damals aus verschiedenen Ursachen zusammengesetzt erklärte. Vor allem aber lag ihr wohl eine gewisse Überarbeitung zugrunde. Denn als die Ferienzeit bei uns ihren Höhepunkt erreichte, das erwartete Sommerloch aber ausblieb und der Umsatz kaum absank, wurden wieder Nachtschichten notwendig - die ersten in unseren neuen Räumen -, und ich verschob meinen Urlaub abermals. Sicherlich war es unklug, daß ich mich, nun schon seit einem Jahr, für unentbehrlich hielt, obwohl die Stimmung in der verkleinerten Mannschaft gelöst blieb und gut.

Sonja, deren Mann, ein Panzeroberst, vor zwei Jahren gestorben war und deren Tochter Polina den launischen, arbeitslosen Verlobten mit in die Wohnung gebracht hatte, übernachtete jetzt hin und wieder in der Redaktion, weil die letzte Metro längst gefahren war und sie damit die drei Stunden für Hin- und Rückweg sparte. Kam ich dann morgens, hatte sie bereits Tee gekocht, die Wohnung gewischt und das Geschirr abgewaschen.

Ende September, die Ferienzeit war ausgestanden, verschob ich meinen Urlaub erneut. Meine Unruhe war

nicht verschwunden, im Gegenteil, sie hatte zugenommen. Obwohl wir wieder vollzählig waren und keine höhere Seitenzahl als in früheren Monaten zu bewältigen hatten, blieben die Nachtschichten. Nach jedem Urlaub ist das Bedürfnis zu erzählen besonders groß, und jeder braucht Zeit, sich wieder an die Arbeit zu gewöhnen. Das ist auch in Deutschland nicht anders. Aber als sich die Nachtarbeit sogar auf den Mittwoch auszudehnen begann, war klar, daß ich handeln mußte, zumal offensichtlich niemand außer mir an dieser Entwicklung Anstoß nahm. Ich stellte Pläne auf, die großzügig gehalten waren und dennoch am Donnerstag um neunzehn Uhr endeten. Jeder sollte jetzt ein Stück Verantwortung tragen.

Als ich Mitte Oktober eine neue Kartusche in den Drucker einsetzen wollte und den Schrank mit den Arbeitsmaterialien öffnete, traute ich meinen Augen nicht. Gut geordnet lagen da Tischdecken, Servietten, Bettzeug, Handtücher, Taschentücher, Wischtücher, Kosmetikbeutel, Damenstrümpfe und Unterwäsche. Hinter Vasen, Untersetzern, einem Mokkaservice und Kuchengabeln fand ich unseren Vorrat an Papier und schließlich auch die Kartusche.

Ich nahm die vier Damen beiseite und forderte eine Erklärung. Aber sie wußten nicht, was sie erklären sollten. Daß sie öfter die Nacht hier verbrachten, ja dazu genötigt waren, wüßte ich doch. Daran würde auch mein Plan nichts ändern, und ein bißchen Gemütlichkeit sei doch schön. Alles weitere ergebe sich von selbst. Sie boten mir aber an, die Unterwäsche und was Frauen sonst noch für die persönliche Pflege benötigen, hinter die Bettwäsche zu legen. Mit dem Zustand des Bades, das zwar sehr sauber war, aber irgendwie an einen Frisiersalon erinnerte, fing ich erst gar nicht an. Natürlich hatte ich nichts dagegen, daß auf der Toilette die Straßenschuhe standen und die Frauen in den Redaktionsräumen in Sandalen oder

Hausschuhen herumliefen. Waren es aber anfangs jeweils nur vier Paar gewesen, so verdoppelte sich binnen kurzem ihre Zahl.

Nach diesem Gespräch wurde ich den Eindruck nicht mehr los, daß sie über mich tuschelten und kicherten.

Sosehr ich den früheren Zustand beschwor und geschickt Prämien ansprach, die ich bis an die Grenze des Möglichen ausgeschöpft hatte, die Auslastung der Arbeitszeit verschlechterte sich von Tag zu Tag. Die Essen aber dehnten sich derart aus, daß zwischen drei und sechs so gut wie nichts mehr passierte. Danach wurde Tee gekocht und Gebäck gereicht. Zwar erfüllten sie ihr tägliches Pensum, doch über die Arbeitsstunden war damit noch nichts gesagt. Wollte ich die Frauen nicht selbst mit dem Auto nach Hause bringen - ein Zeitaufwand von mindestens drei Stunden -, konnte ich gegen ihre Übernachtungen in der Redaktion nichts einwenden. Das Risiko, sie einfach vor die Tür zu setzen, war zu groß. Außerdem waren mir die Hände um so mehr gebunden, als alle, von der Sekretärin bis zum Redakteur, nicht nach Stunden bezahlt wurden, sondern nach Umsatz bei pünktlich abgelieferter Zeitung. Pünktlich bedeutete Freitag früh um sieben. Damit brachten sie es jetzt schon auf siebzig bis neunzig Dollar pro Monat. Aber das war doch kein Arbeiten mehr.

Bei Boris und Schenja, den Redakteuren, und Anton, dem Fotografen, fand ich ebenfalls kein Verständnis. Solange die Frauen ihre Arbeit machten und noch den Haushalt schmissen - schon allein diese Redewendung sagte alles -, sollte ich zufrieden sein. Sie blieben nur deshalb nicht über Nacht, weil sie Familie und Auto hatten. Da sie aber nichts heimzog, griff der Schlendrian auch auf sie über. Regelmäßig unterbrachen sie jetzt ihre Arbeit, um in die Banja zu gehen. Kamen sie wieder, wurde erst einmal

getrunken - und dann schliefen sie meist an den Schreibtischen ein. Die Frauen umsorgten sie wie Helden. Dabei konnte sich die Zeitung, die sie ablieferten, sehen lassen, auch wenn es mitunter an der letzten Sorgfalt mangelte. Ich wußte einfach nicht, wo ich den Hebel ansetzen sollte.

Was wollte ich gegen einen Kühlschrank vorbringen, gegen eine selbstgebastelte Duschecke mit Vorhang, gegen die Teppiche in den Arbeitsräumen, gegen das Klappsofa, das sie im Empfangszimmer plazierten, gegen das Bücherregal und die Reproduktionen der alten Ansichten von Petersburg?

An einem Morgen Anfang November, ich kam etwas früher als sonst, waren die Frauen gerade damit beschäftigt, wieder die roten samteneen Vorhänge anzubringen, die ich eigenhändig bei unserem Einzug in den Müll geworfen hatte. Von den weißen Jalousien zeugten nur noch die Haken über den Fenstern. Nun war die Gelegenheit zum Einschreiten gekommen, endlich!

Die Vorhänge seien neu genäht, der Stoff so gewählt, daß er zumindest farblich dem alten entsprach. Die Atmosphäre, so erfuhr ich, sei zu kalt und unpersönlich mit Jalousien. Nur zwei Wochen hätten sie gebraucht, erklärten sie stolz, nur zwei Wochen vom Maßnehmen und Kaufen bis zum letzten Nadelstich. Die Jalousien störten beim Aufhängen, danach kämen sie selbstverständlich wieder an ihren Platz. Aber hätten sie es mir denn nicht vorher sagen können? Es sollte doch eine Überraschung sein, wirklich, eine Überraschung. Wie konnten sie wissen, daß ich mich nicht darüber freuen würde, wer hätte denn so etwas geahnt, sich nicht freuen und noch schimpfen. Sonja schossen die Tränen in die Augen. Bezahlt war alles vom Geld ihrer Prämien. Es sollte die Firma nichts kosten.

Natürlich steht man als Chef immer irgendwie allein da, ist ausgegrenzt vom Leben der anderen. Das ist normal und

hat auch seine Berechtigung, doch war für mich diese Erfahrung in Rußland neu. Mir wiederum warfen sie vor, ich würde mich mehr und mehr von der Gemeinschaft absondern. Ich ginge auf keine Einladung mehr ein, stünde immer als erster vom Tisch auf, machte ein mürrisches Gesicht, lachte über keinen Scherz mehr, würde immerzu auf die Uhr zeigen, und Lob hätte ich schon gar nicht mehr für sie, obwohl die Artikel, die Gestaltung, die Anzeigen, der Service und der Vertrieb in der Stadt ihresgleichen suchten. Oder hätte ich Probleme zu Hause?

Ich gehe leidenschaftlich gern in die Banja, liebe gutes Essen und beteilige mich auch selbstverständlich an einer interessanten Unterhaltung. Aber ich bin es gewohnt, die Arbeit so effektiv wie nur möglich zu gestalten, um dann die freie Zeit zu genießen, von mir aus in der Sauna oder beim gemeinsamen Essen. Das Sprichwort »Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps« hat schon seine Richtigkeit, auch wenn es simpel klingt.

Ich war in einer fürchterlichen Lage. Entweder machte ich diesen zermürbenden Trott mit und kam so gut wie gar nicht mehr aus der Redaktion und zum Schlafen, oder ich ließ alle fünf gerade sein. Doch ein Kapitän geht immer als letzter von Bord.

Nicht mal mehr am Wochenende fuhren die Frauen heim. Sie machten sauber, wuschen ihre Wäsche, gingen nachmittags spazieren und Eis essen, abends dann ins Konzert, Kino, manchmal zum Tanzen. Der Rückweg zur Redaktion war immer kurz.

Die Frauen von Boris und Schenja, denen das Ausbleiben ihrer Männer rätselhaft vorkam, übten sich darin, sie unerwartet zu kontrollieren. Das führte dazu, daß sie dann erleichtert und glücklich bei uns in der Küche sitzen blieben, die Gemütlichkeit lobten und aufgekratzt plapperten, anstatt ihre Gatten mitzunehmen. Diese wiederum warteten jetzt regelrecht auf ihre Frauen und

spielten Schach, nachdem sie ihr Pensum geschafft oder auf den nächsten Tag verschoben hatten.

Auch die Hausbewohner nahmen Anteil an dem lustigen Leben meiner Belegschaft, klingelten unter dem Vorwand, ihnen sei das Salz ausgegangen oder sie hätten den Schlüssel verlegt und müßten die Rückkehr ihrer Frau abwarten. Natürlich wurde ihnen Tee angeboten, und solange Besuch da war, galt es als unhöflich zu arbeiten. Kreuzte schließlich die Ehefrau mit dem Schlüssel auf, plauschten sie gemeinsam noch zwei Stündchen, nicht ohne sich am Ende als schreibende Mitarbeiter zu empfehlen. Die Honorare, die wir im Laufe der Zeit an Nachbarn und deren Verwandte zahlten, hätten zur Sanierung des Treppenhauses ausgereicht.

Ich schuftete indes, um den Leuten durch mein Vorbild zu bedeuten, daß es auch anders ginge. Sogar Tipparbeiten übernahm ich, was mich auf der kyrillischen Tastatur einen Haufen Zeit kostete. Doch wie alle anderen Maßnahmen verpuffte auch diese. Im Gegenteil. Verdrehte Augen und Schulterzucken waren noch die freundlichsten Reaktionen. Tanja zählte mir meine Fehler auf, und Anton, der Fotograf, fand es nicht in Ordnung, daß ein Chef sich in Arbeit einmischte, von der er nichts verstand. Er zitierte mich: Daß es egal sei, wann man eine Zeitung mache, Hauptsache, sie sei gut und erscheine pünktlich.

Immer, wenn ich antworten wollte, war mein Kopf wie leergeblasen. So fiel mir auch kein passendes Argument ein, als sie stolz einen tragbaren Fernseher präsentierten, natürlich nur, um die aktuellen Meldungen noch aufzufangen - und das bei einer Wochenzeitung! Der schwarze Kater, der anfangs sein Näpfchen vor unserer Eingangstür hatte, schlief jetzt in der Küche - es war Winter. Oder wollte ich, daß er erfriere? Die Nachbarn klingelten sogar, wenn Blintschik, so hieß er, vor unserer Tür saß.

An einem Sonntag Anfang Dezember, ich hatte vergessen, ein Fax abzusenden, betrat ich vormittags die Redaktion. Aus dem Empfangszimmer drang ein Wimmern. Alle vier Damen umstanden das Sofa, auf dem eine alte Frau lag. Man zischte mir zu, um Himmels willen leise zu sein, der Arzt sei schon verständigt, Irinas Großmutter sei zu Besuch gekommen und fühle sich nicht wohl. Die ganze Nacht habe sie gestöhnt, sie hätten kaum schlafen können. Am Dienstag starb die Großmutter, Gott sei Dank nicht in der Redaktion. Aber ihr Tod reichte aus, das Erscheinen der nächsten Nummer ernsthaft zu gefährden, sosehr nahm er die Frauen mit.

Ich wußte nicht weiter. Meine Augen brannten, die Hände wurden schweißig, in der Lunge Nadelstiche. Als mir Sonja dann noch riet - ich hatte sie einst als meine Vertraute gesehen -, ich müsse doch nichts weiter tun als in der Küche sitzen, Tee trinken, rauchen oder spazierengehen, mir aber keinesfalls Sorgen machen, befreite ich mich aus ihrer Umarmung und stürzte hinaus. Unglücklicherweise erwischte ich den hereinhuschenden Blitschik, als ich die Redaktionstür zuschmiß. Scheußlich schrie der Kater auf, und die Frauen liefen jammernd herbei.

Weniger wütend als ratlos berichtete ich endlich meiner Firmenleitung im wöchentlichen Fax. Ich formulierte zurückhaltend, mehr in Andeutungen. Das aber mußte ich tun, um abgesichert zu sein, wenn eines Tages die Stuttgarter vor der Tür stünden. Wie sollte ich ihnen unser Chaos erklären, ganz davon zu schweigen, daß ich selbst darunter litt.

Noch am selben Abend, man bedenke, es war Freitag, erhielt ich einen Anruf. Ich wurde mit dem Geschäftsführer verbunden.

»Ruhe!« brüllte ich in den Raum und machte mich auf alles gefaßt.

Diplom-Volkswirt Schäfer war kein Mann von Verbindlichkeiten und erklärte mir kurz, nachdem es schien, als müsse er sich daran erinnern, warum er mich angerufen hatte, daß ich über einen Kurier das nötige Geld erhalten werde. Ich solle alles vorbereiten, damit der Kauf noch in diesem Jahr zustande käme, »oder datieren die Russen auch zurück?« Ich fragte, ob er da nicht etwas verwechsle, ich hätte ihn nicht um Geld gebeten.

»Nein, wieso?« erwiderte er. Die Zeitung laufe nicht schlecht - Immobilien zu kaufen sei nie verkehrt. Ich solle eine weitere Wohnung erwerben, dort aber von Anfang an eine Arbeitsorganisation nach westlichem Standard durchsetzen. Effektivität als Grundlage zur Marktführerschaft!

»Wozu haben wir Sie sonst geschickt?« Ich hörte ihn auflachen.

»Und unsere Wohnung?« fragte ich erregt.

»Die überlassen Sie den Frauen. Oder wollen Sie die etwa da rausschmeißen?«

Ich verneinte, er wünschte mir ein schönes Wochenende, ein gesegnetes Weihnachtsfest und ein gesundes und erfolgreiches neues Jahr. Ich wünschte ihm dasselbe.

Als ich aufgelegt hatte, begegnete ich den erwartungsvollen Blicken der Belegschaft. Ich aber schwieg, öffnete zum ersten Mal seit Monaten wieder die Balkontür, trat hinaus in die friedlich treibenden Schneeflocken und zündete mir eine Zigarette an.

Wie festlich waren die Paläste um uns her erleuchtet. Wie glänzte, wie glitzerte der endlose Newski. Allmählich verschwammen die Lichter. An meinen Waden rieb sich Blintschik.